

Hermann Löns (29. August 1866 - 26. September 1914)

Dahinten in der Heide

Die Soltauer haben ihn ganz besonders ins Herz geschlossen, denn aus gutem Grund hat Hermann Löns ist Städtlein als „Herz der Lüneburger Heide bezeichnet“. Ihnen und ungezählten anderen Menschen hat der Journalist, der als Heidedichter in die Literaturgeschichte eingehen sollte, die Lüneburger Heide ganz besonders ans Herz gelegt.

„Er hatte den Auftrag vom Schicksal, seinem Volke viel Schönheit zu bringen!“ So schreibt Löns vom Maler Helmold Hagenrieder, dem Ebenbild des Dichters, in seinem Roman „Dahinten in der Heide“. Der Dichter meint sich selbst mit dieser Gestalt und hat dem Volk mit seinen Romanen und dem wunderschönen Liederzyklus „Der kleine Rosengarten“ nicht nur lyrische Juwelen geschenkt, sondern hat mit seinem großartigen Engagement für Natur und Landschaft auch maßgeblich dazu beigetragen, daß die Heidelandschaft in weiten Teilen erhalten werden konnte.

Das ist nämlich das Wichtigste in seinem Wirken: daß er in breiten Schichten der Bevölkerung herzliches Interesse an dieser Landschaft wecken kann, die zu Beginn dieses Jahrhunderts in Gefahr gerät, wirtschaftlichen Interessen geopfert zu werden. So hat Löns letztlich mit seiner Dichtung auch Politik gemacht - Bildungs- und Umweltpolitik sozusagen in einer Hand.

Seine Vorfahren stammen aus dem Westfälischen in der Nähe von Lüdenscheid. Selbst in Westpreußen geboren, wächst Hermann seit frühester Kindheit sehr naturverbunden auf. Er spricht zunächst fast ausschließlich polnisch und schildert später seiner ersten Frau Elisabeth Erbeck, „wie es ihm so schwer wurde, deutsch zu sprechen; alles sagte und forderte er polnisch, bis der Vater verlangte, daß er nichts zu essen haben sollte, bis er es auf deutsch erbat, da bequeme er sich dazu“. Die Kindheit verfolgt ihn lange, wie aus einer Bemerkung seiner Frau zu erfahren ist: Danach hat er in fröhlicher Runde nicht etwa einen der bäuerlichen Kontratänze oder einen „Bunten“ aus der Heide getanzt, sondern Krakowiak oder andere polnische Tänze. Rückblickend fragt er allerdings kritisch, „ob ich diese Zeit eine glückliche nennen soll“, und er fährt fort: „Ich fühlte, daß ich dort nicht zuhause war.“

Als Hermann 20 Jahre alt ist, wird sein Vater nach Münster versetzt. Erst jetzt erkennt er die Schönheit der norddeutschen Tiefebene, erst hier kann er sich mit Land und Leuten identifizieren, ohne freilich ein kleinkariertes Lokalpatriot zu werden. Insbesondere teilt er mit der Bevölkerung nicht den Groll gegen die Preußen, weil sie sich das Hannoverland einverleibt und den geliebten, aber so fernen König Georg V. – er regierte sein Königreich von England aus – abgesetzt haben. Hermann studiert, nachdem er das Abitur im zweiten Anlauf geschafft hat, zunächst in Münster, dann in Greifswald. Dort wird er wegen hoher Geldschulden „cum infamia“ aus der Turnerschaft „Cimbria“ entlassen, geht nach Göttingen und schlägt sich dort mehr als er studiert, kehrt nach Münster zurück. Er versucht sich nach naturalistischen ersten Schritten in Freiheits- und Revolutionslyrik, findet dann aber in Natur- und Jagdskizzen ein weiteres reizvolles Betätigungsfeld. Das Studium sagt ihm nicht zu, er wirft es hin. Seinen Lebensunterhalt verdient er zunächst als Journalist, zunächst in Kaiserslautern, Jena, und Hamburg, später als freier Schriftsteller in Hannover mit einem eigenen „Comptoir schriftlicher Arbeiten“. Er macht das, was man heute einen Ghostwriter nennt, schreibt Geschäfts- und andere Briefe, Gedichte und Reden, „stets prompt und billig“. Er heiratet 1893 mit der Kellnerin Elisabeth Ehrbeck eine echte Niedersächsin, wird zunächst von seiner Schwiegermutter beköstigt, weil er selbst kaum etwas verdient, bekommt schließlich auf Fürsprache seiner Frau eine Stelle beim eben gegründeten „Hannoverschen Anzeiger“. 1901 lässt er sich scheiden und zieht danach nach Bremen, wo er 1902

Lisa Hausmann heiratet. 1906 geht aus dieser Ehe ein Sohn, der geistig behinderte Dettmer, hervor. Als ihn seine Frau 1911 verlässt, irrt er über ein Jahr durch die Welt.

Ab 1893 veröffentlicht er in diesem Blatt die „Hannoverschen Städtebilder“. Auf den Reisen dorthin lernt er die Heide kennen und lieben: „Wenn die Haide erst blüht und die Imker mit ihren Herden von Haideschlag zu Haideschlag ziehen, dann will ich wiederkommen und mir die Umgebung der Stadt ansehen, die mir besser gefiel, als mein Vorurtheil mich glauben ließ,“ notiert er nach der Rückkehr.

Als sein schriftstellernder niederdeutsche Kollege und großes Vorbild August Freudenthal stirbt, übernimmt er die Redaktion der Zeitschrift „Niedersachsen“, ein durch und durch konservatives Organ, das Heimatluft atmet – auch politisch. „Heimat“, „Niederdeutsch“, „Niedersachsen“ sind Synonyme, die Löns jetzt aufbricht. Zwar sieht sich Löns selbst als Niedersachse, auch wenn seine Wiege im westpreußischen Deutsch-Krone gestanden hat. Aber er entwickelt nicht das innige Verhältnis eines August Freudenthal zu seiner Wahlheimat, sondern bewahrt sich journalistische Distanz.

1906 geht Löns nach Bückeberg, wo er als Chefredakteur einer Zeitung arbeitete. Dort gerät der temperamentvolle Dichter mit den Vorgaben für seine Arbeit in Konflikt: Sie sollte ganz auf das höfische Leben ausgerichtet sein. Er verbringt einen großen Teil seiner Zeit in der Traditionsgaststätte „Zur Falle“, kann jedoch seinen Frust nicht völlig hinunterspülen und scheidet im Groll aus der Stadt Bückeberg, nachdem er mit der bissigen Satire „Duodez“ am Beispiel Schaumburg-Lippe seinen ganzen Spott über die Kleinstaaterei in Deutschland Spott ausgeschüttet hat. Nach seiner Kündigung 1909 kehrt er nach Hannover zurück. Ab 1909 lebte Löns als freier Schriftsteller, verfasst verschiedene Kurzgeschichten und Erzählungen.

Gleichzeitig bringt er in seine Arbeit das ein, was auch von seinen Kollegen dieser Tage gefordert wird: ein Gespür für das „Human interest“. Nur so, im gleichzeitigen Beleuchten der Landschaft und ihrer Bewohner, gelingt es ihm, der Heide, „die jetzt mehr und mehr durch das Dampfroß den umliegenden größeren Städten nahegerückt wird, zu den zahlreichen alten noch recht viele neue Freunde zu erwerben“. Humorisch schildert er beispielsweise die Fahrgäste, die auf einer solchen Eisenbahnfahrt durch die Heide zusteigen. Er schreibt in der Ich-Form, läßt den Leser teilhaben an den eigenen Eindrücken und Erlebnissen, ergeht sich nicht in Spitzfindigkeiten und langatmigen Ausführungen über die Geschichte, sondern schreibt Geschichten – eigene Geschichten, die im Grunde genommen nur schön und interessant sein müssen, ohne bis aufs letzte Komma zu stimmen. Fakten interessieren nur am Rande, wenn auch Löns voller Interesse über die Industrialisierung berichtet, die langsam aus den Großstädten in die Fläche übergreift und dabei auch die Heide nicht ausspart.

Wenn er die Schönheit der Heidelandschaft schildert, tut er es plakativ, gibt die eigene Faszination weiter, schreibt über diese Landschaft so, als schriebe er über einen Menschen: „Der Hügel bot mir eine recht hübsche Aussicht auf dunkle Waldungen, gutbeackertes Land und weite braune Haideflächen, welche trozige Wacholderbüsche in dunkelgrüner Uniform zu bewachsen schienen, während der grüne Brahm kampflustig seine Locken im Winde schwenkte.“ Bäume, Sträucher, Steine werden personifiziert, erzählen eigene Geschichten wie jene alte Lanzenspitze, die ihn fragen läßt: „Wer fand den Stein vor Jahrtausenden auf einsamer Heide, wer formte ihn zu schneidender Speerspitze mit dem Steinhammer, wer führte ihn auf der Pirsch gegen Ur und Bär und focht mit ihm im blutigen Kampfe, wo Steinbeile auf Birkenschilden dröhnten und runde Steine, aus Lederschlingen geworfen, Schädel zerbrachen?“

Jetzt zieht es den Großstadtschriftleiter immer wieder hinaus, fast ausschließlich mit der Eisenbahn, die wegen der kurzen Fahrzeiten auch Kurzausflüge in die Heide erlaubt. Mit Gewehr und Rucksack erkundet der leidenschaftliche Jäger die Heidelandschaft. Später schreibt er über sich: „Da ich nun Sandland-Mensch bin, Geestkerl, kann mir nur die Sandlandschaft und ihr Volk zur visionären Erscheinung kommen!“

Sandlandschaft: Die hat nicht nur Hermann Löns entdeckt. Während er seine Heideromane schreibt, stellen Maler ihre Staffelei auf, tragen so die Heide in manches Wohnzimmer der Städte. Dunkler Wald, das Leben unter freiem Himmel, das Einswerden mit Tier und Pflanze, Landschaft und Wolken und den urwüchsigen Menschen dieser Landschaft - all dies inspiriert den Dichter: „Großes suche ich nach den Kleinheiten der Stadt, Weites nach ihrer Enge, Hartes nach ihrer Weichlichkeit, Frische nach ihrem erschlaffenden Druck!“

Jagderinnerungen, szenische Studien, Plaudereien, Tierbiographien vermitteln Naturerkenntnis und Naturliebe, die zur Voraussetzung für die Erhaltung der Heidelandschaft werden sollen. Der Naturschutzgedanke greift Platz, und der Boden ist bereit zur Rettung der Heide mit Gründung eines Naturparks und später eines Naturschutzgebietes. Den Nützlichkeits erwägungen der aufblühenden Landwirtschaft mit Kunstdünger- und Pestizideinsatz setzt Löns ein ganzheitliches Denken entgegen. Voller Bestürzung erfährt er, daß das Herz der Heide von Hamburger Industriellen aufgekauft werden soll, um die öde Landschaft mit moderner Agrartechnologie in üppige Äcker zu verwandeln. Aber er ist nur Beobachter und Kommentator, kein Macher. Die Rettung der Heide überläßt er anderen wie Pastor Wilhelm Bode aus Egestorf.

Seine Waidgenossen kritisiert er, wenn sie die Jagd, für ihn ein adeliges Spiel des wehrhaften Mannes, zur Fleischmacherei verkommen lassen. Der Pachtjäger - so sagt er - verwüstet die Natur. Dabei bietet nach Löns die Jagd jungen Menschen die Chance, sich wieder an die Natur zu gewöhnen, die Sinne zu schärfen, den Körper zu trainieren, kurz: all das neu zu erfahren, was man auf dem Sportplatz, im Auto oder im Ruderboot eben nicht lernen kann. Wie hat Löns gegen die Monokulturen der Forstwirtschaft ohne Wild- und Vogelbestand gekämpft! Aus der Einsicht, daß naturempfindende Völker ewig leben, naturlose aber dahinsiechen, fordert er die Pflege des Naturschutzes und des bäuerlichen Brauchtums. „Von unserem ureigenen Volkstum ist dank der Tätigkeit des karolingischen Mönchtums so wenig übriggeblieben, daß wir ängstlich alles erhalten sollen, was zu den uralten echtdeutschen Anschauungen in Beziehung steht!“ Dieses Denken hat ihm den Vorwurf der Volkstümelei eingetragen, aber Löns ist kein phantastischer Schwärmer. Er steht mit beiden Beinen auf der Welt, weiß daß ohne Industrie nichts läuft, daß die Städte und Dörfer Boden für ihr Wachstum brauchen, daß die Ödmoore nutzbar gemacht werden müssen. Aber er ist gegen das sinnlose Verwüsten.

Unter diesen Gedanken entstehen der Roman „Dahinten in der Heide“, erzählt Löns vom „letzten Hansbur“, schildert er sich autobiographisch in dem zwielfichtigen Liebesroman „Das zweite Gesicht“ und beschreibt im „Werwolf“ den bäuerlichen Wehrwillen zur Zeit des 30jährigen Krieges.

Er darf noch erleben, wie die Heide großes Interesse in der breiten Bevölkerung findet. Er schreibt: „Vor fünfzig Jahren fiel es kaum einem Menschen ein, die Heide um ihrer selbst willen zu besuchen; nur Jäger und Naturforscher kannten sie und wenige Maler; der Vergnügungsreisende floh sie, und zur Erholung suchte sie nur der auf, den Verwandtschaft oder Bekanntschaft dort hinzog.“ Aber Löns fährt fort: „Heute wird die Heide viel besucht. Anfangs fand sie nur Bewunderung, wenn sie ihr rosenfarbenes Prunkkleid anhatte; jetzt hat sie auch im Sommer ihre ständigen Gäste, und ein Ort nach dem anderen entwickelt sich zur Sommerfrische; Jäger und Maler brechen Bahn, hinter ihnen her zieht der Strom der Stadtflüchtlinge.“

Daß die Löns-Gedichte ihren heutigen Bekanntheitsgrad errungen haben, liegt größtenteils auch an ihrer Vertonung. Zu den 60 Gedichten aus dem „Kleinen Rosengarten“ schrieb der Lehrer Ludwig Rahlfs eingehende Melodien und Klavierbegleitungen. Die Auflagenhöhe der Löns-Bücher hat die Zehn-Millionen-Grenze längst überschritten. Das Löns-Grab im Tietlinger Wacholderhain - es ist eher eine Gedenkstätte, den Löns ist am 26. September 1914 bei Reims als Kriegsfreiwilliger gefallen - wird Jahr für Jahr von wahren Menschenströmen besucht. 1933 fand ein Bauer beim Pflügen ein Skelett mit seiner Erkennungsmarke. Auf Befehl Hitlers sind seine Gebeine nach Deutschland gebracht und im Tietlinger Wacholderhain bei Walsrode beigesetzt worden.

„Lass Deine Augen offen sein,
geschlossen Deinen Mund
und wandle still, so werden Dir
geheime Dinge kund.“

Sein eigentliches Denkmal ist jedoch gedruckt. Man sollte während eines Heideurlaubes in seinen Romanen blättern. Denn nirgendwo erschließt sich seine Erzählkunst schöner als dort, woher er die Anregungen dazu entliehen hat.

„Ein goldner Heidherbsttag“

„Der Honigbaum hat abgeblüht, zu Silberkugelchen sind des Heidekrautes rosenfarbige Seidenkelche zusammengeschrumpft. Die Heidelerchenlieder sind verstummt, verschwunden sind die Radler und Fußwanderer, die wochenlang die Heide überschwemmt, das blühende Heidekraut abrupften und als Ersatz Zeitungspapier, Eierschalen und Flaschenscherben hinterließen.

Drei Kreuze hinter ihnen her! Es war eine greuliche Zeit. Wo sonst der einsame alte Rammler lag, da trampelten johlende Scharen, wo der heimliche Bock wechselte, strömte es von Stadtjappern; das Birkwild wanderte vor dem Gesange aus, und das Rotwild veränderte Stand und Wechsel wegen der Menschenrudel, die vom Morgenrot bis zur Sonnensinke durch Moor und Geest zogen. Wo sonst Hirsche meldeten, da balzte der Jüngling im Sonntagsgewand und die Jungfrau im hellen Hut; wo der Schreiadler rief, jodelte der Touristenvereiner; wo das Birkwild sich äste, hielten vielköpfige Familien Picknicks ab.

Nur in den weitab gelegenen Brüchen, wo Wege und Stege fehlen und Meilen zwischen den Einzelhöfen liegen, war es zum Aushalten. Höchstens den Schnuckenschäfer sah ich da, die Imker und die Bauern, die zum Grummetschnitt fuhren, lauter stille Leute, die ungefragt nicht reden. Selbst die hübschen, braunarmigen Mädchen, die der blaue Rock, das rote Leibchen und der weiße Flutthut so nett kleidet, dankten leise, wenn ich ihnen die Tageszeit bot.

Dort in der Stille habe ich die Heideblüte erlebt. Habe die Kreuzotter bei der Mauspirsche beobachtet, den Schreiadler bei der Froschjagd, den Schwarzstorch beim Fischfang. Ich sah die Tüten über die Rasenflächen rennen und die Weihen über die Purpurhügel schweben, hörte den Kolkraben rufen über dem Fichtenwald und den Schwarzspecht lachen auf dem Föhrenbau.

Schön ist die blühende Heide; wer sie aber nur kennt in der Frühherbstblüte, der kennt sie nicht. Vier hohe Zeiten hat die Heide, viermal im Jahre blüht sie. Wenn der Birkhahn balzt, zieht sie ihr Frühlingskleid aus jungem Birkengrün mit silbernem Wollgrasbesatz an. Naht der Herbst heran, dann trägt sie ihr rosaseidenes Schleppgewand. Im Winter kleidet sie sich in ein weißes Ballkleid, das ihr der Rauhreif webt. Ihr herrlichstes Kleid aber schenkt ihr der Spätherbst.

Es ist das Kleid, in dem ich sie am liebsten mag. Solange sie es trägt, bleibe ich ihr treu; dann erst ziehe ich in den Buchenwald am Bergeshang, in die Steinklippen verschneiter Kuppen. Nie habe ich solchen Heidhunger wie dann, nicht einmal zur Frühlingszeit, wenn die Moore beben vom Hahnengebalz.“

Rose Marie

Rose Marie, Rose Marie,
Sieben Jahre mein Herz nach dir schrie,
Rose Marie, Rose Marie,
Aber du hörtest es nie.
Jedwede Nacht, jedwede Nacht,
Hat mir im Traume dein Bild zugelacht,
Kam dann der Tag, kam dann der Tag,
Wieder alleine ich lag.
Jetzt bin ich alt, jetzt bin ich alt,
Aber mein Herz ist noch immer nicht kalt,
Schläft wohl schon bald, schläft wohl schon bald,
Doch bis zuletzt es noch hallt:
Rose Marie, Rose Marie,
Sieben Jahre mein Herz nach dir schrie,
Rose Marie, Rose Marie,
Aber du hörtest es nie.

Das Bickbeernpflücken

Jetzt woll'n wir Bickbeer'n pflücken gehn
In dem grünen, grünen Wald;
Wollen in dem grünen Walde gehn,
Wo die vielen, vielen Bickbeer'n stehn
In dem grünen, grünen Wald.
Das Bickbeerpflücken darf man nicht
In dem grünen, grünen Wald;
Denn der Förster ist ein böser Mann,

Der zeigt die jungen Mädchen an
In dem grünen, grünen Wald.
Der Förster ist bloß halb so schlimm
In dem grünen, grünen Wald;
Denn der Förster ist ein junges Blut,
Der weiß es wohl, wies Lieben tut
In dem grünen, grünen Wald.
Ein alter Förster ist nicht schlimm
In dem grünen, grünen Wald;
Doch wen der junge Förster kriegt,
Der behält sein grünes Kränzlein nicht
In dem grünen, grünen Wald.
Mein Kränzlein hab ich längst nicht mehr
In dem grünen, grünen Wald;
Denn als ich Bickbeeren pflücken tat,
Der Förster mich gefangen hat
In dem grünen, grünen Wald.

Warnung

Du hast gesagt, du willst nicht lieben,
Willst dich um keinen Mann betrüben;
Noch bist du jung, noch blüht der Mai,
Bald ist die schönste Zeit vorbei.
Der Birnbaum blüht nicht bloß aus Freude,
Er blüht nicht nur zur Augenweide;
Kommt seine Zeit, kommt seine Zeit,
Dann ist er voller Süßigkeit.
Drum, schönes Mädchen, laß dich lieben,
Sonst wird sich einst dein Herz betrüben;
Dann bist du alt und bist allein,

Und muß die schönste Zeit bereun.

Auf Wiedersehn

Die Schneegans zieht, der Sommer geht,
Das Lieben ist vorbei,
Leb wohl, mein Schatz, vergiß mein nicht,
Ich bleib dir ewig treu;
Vergißmeinnicht, du Blümlein blau,
Blümlein blau im Morgentau,
Du schönstes auf der Au.
Es rauscht der Wind im Birkenlaub,
Rauscht lauter Traurigkeit,
Leb wohl, mein Schatz, die Stunde schlägt,
Schlägt nichts als Herzeleid;
Vergißmeinnicht, du Blümlein blau,
Blümlein blau im Morgentau,
Du schönstes auf der Au.
Die Heide ist so taub und leer,
Verblüht ist ihre Zier
Wenn neu der Maibaum sich begrünt,
Kehr ich zurück zu dir;
Vergißmeinnicht, du Blümlein blau,
Blümlein blau im Morgentau,
Du schönstes auf der Au.

Allwundheil

Irgendwo und irgendwo,
Schweig' still, schweig' still,
Blüht die Blume Lichterloh,

Schweig' still, schweig' still;
Blüht die Blume Feuerrot,
Die da hilft bei Liebesnot,
Die rote Blume,
Blume Herzenstrost.
Irgendwie und irgendwie,
Schweig' still, schweig' still,
Find' ich sie und find' ich sie,
Schweig' still, schweig' still;
Hilfst du mir, schöns Mägdelein,
Soll sie bald gefunden sein,
Die rote Blume,
Blume Herzenstrost.
Irgendwann und irgendwann,
Schweig' still, schweig' still,
Man die Blume pflücken kann,
Schweig' still, schweig' still;
Gehn zu zwein wir in den Wald,
Finden wir die Blume bald,
Die rote Blume,
Blume Herzenstrost.
Irgendwas und irgendwas,
Schweig' still, schweig' still,
Hat zerdrückt das grüne Gras,
Schweig' still, schweig' still;
Wer die rote Blume bricht,
Schont des grünen Grases nicht,
Die rote Blume,
Blume Herzenstrost.

Das beste Wildbret (Schürzenjäger)

Nun aber will ich ziehen
Hinaus zum grünen Wald,
Ein Wildbret zu erjagen
Von edeler Gestalt.
Es hat nicht lange Hörner
Und auch kein stolz Geweih,
Es frißt nicht Gras noch Blätter
Und tritt kein Holz entzwei.
Es ist nicht Hirsch, noch Hase,
Und auch kein wildes Schwein,
Und ist mir doch viel lieber
Als eins von diesen drein.
Ich fang's mit keinem Netze,
Ich fang's mit keinem Hund,
Ich schieß es nicht mit Hagel,
Noch mit der Kugel rund.
Denn was ich geh zu jagen,
Das ist ein schlankes Reh,
Und wenn ich es erlege,
Das tut ihm gar nicht weh.